

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Volkig.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
 Inserate jeder Art pro gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Sicherheit von Constantinopel. Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein. — Ein socialistisches Experiment. Von Paul Ernst. — Die Natur und die Frauen. Von Blanca Hoberg. — Literatur und Kunst. Die Berliner Akademie. Von Fritz Stahl. — Das Zeichnen nach Gyps. Vierzehn Künstler-Gutachten von A. D. Menzel, Reinhold Vegaß, L. Knaus, Johannes Schilling, E. v. Gebhardt, Ferd. Kell. v. F. v. Defregger, Wils. Busch, M. Pitger, Hans Thoma, Max Liebermann u. A. — Feuilleton. Sein Ehrentag. Von S. v. Beauhieu. — Aus der Hauptstadt. Känglers Geburtstag. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Fürst Bismarck über Kaiser Wilhelm. — Anzeigen.

Die Sicherheit von Constantinopel.

Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein.

Die eben erfolgte Verfassung Brialmont's und die bei der kritischen Verwicklung noch kritischere Situation der Pforte haben von Neuem die Aufmerksamkeit auf den heutigen Zustand und die heutige Bedeutung der Meerengenbefestigungen gelenkt. Von den beiden Meerestraßen, die zum Herzen der Türkei, Constantinopel, führen, ist namentlich unter den heute obwaltenden Verhältnissen die südliche, die der Dardanellen, unbedingt die wichtigere, da Rußland bei der derzeitigen politischen Constellation nicht als Gegner, sondern gebotenen Falles als Beschützer der Türkei gegen einen Angriff derselben von Seiten einer anderen Macht, wie z. B. Griechenland, in Betracht kommt. Sie ist es jedoch überhaupt, da sie den Zugangsweg der Flotten aller derjenigen Großmächte, die im Mittelmeer Geschwader halten, zu Constantinopel bildet, während die Türkei am Bosphorus nur mit Rußland zu rechnen hat. Von Alters her hat daher die Pforte mehr Werth auf die Befestigungen der Dardanellen gelegt und dieselben, besonders in neuerer Zeit, sehr ausgiebig auch mit schweren Krupp'schen Geschützen armirt. Ebenso wurden neuerdings Minensperren in ihnen vorbereitet und etwa zehn Torpedoboote stationirt. Die Anzahl der Geschütze, welche die Armirung der in zwei Hauptgruppen getheilten Dardanellenbefestigungen an der südlichen Einfahrt und an der nur 1250 m breiten, 7 km langen Meerenge Tschanak Kalesi bilden, wird von gut informirten Seiten auf 682 angegeben. Darunter befinden sich neben zahlreichen leichteren Krupp-Geschützen zwanzig 21 cm und 35 cm derartige Geschütze, und eine beträchtliche Anzahl schwerer Mörser. Von dieser starken artilleristischen und maritimen Armirung kommen vor Allem die 35 cm-Geschütze, die unterseeischen Minen und die Torpedogeschosse der Torpedoboote in ihrer Wirkung gegen die Durchfahrt versuchende Panzerschiffe in Betracht; denn diese Angriffsmittel sind im Stande, die stärksten Panzerplatten zu durchschlagen oder den Schiffen ein derartiges Deck beizubringen, daß sie sinken müssen. Hierzu tritt die Wirkung der Mörser gegen das Deck und Innere der Panzerschiffe, gegen welche ihr dünner Deckpanzer sie nicht schützt. Ferner vermögen die sämtlichen zahlreichen Geschütze kleinen Calibers gegen die ungepanzerten Theile der Schiffe wie Commandobrücke, Rauchfänge, Masten, Takelage, Bordwände etc. zu wirken und bei gehörigem Effect die Action der ersteren

zu lähmen, mindestens sehr zu beeinträchtigen. Elektrische Scheinwerfer ermöglichen auch bei Nacht die Wirkung der Geschütze; allerdings bilden alsdann die Minensperren und der Angriff der Torpedoboote das wirksamste Schutzmittel der Meerenge. Die jüngst aufgetretene Nachricht, daß ein türkischer Ministerrath die schnelle Vervollständigung der Armirung der Dardanellen und die Beschaffung von Torpedomaterial beschloß, sowie daß man dem die Dardanellenbefestigungen inspizirenden russischen General Tschichatschew nur wenig von ihrem Innern gezeigt habe, um ihre Schwäche nicht zu decouvriren, vermag die Thatsache, daß der deutsche Rüstow Pascha ein Jahr hindurch mit der kriegsmäßigen Gestaltung und Armirung der Befestigungen an Ort und Stelle erfolgreich beschäftigt war und den Inhalt des dem Sultan erstatteten Berichts des genannten russischen Generals, daß dieselben für eine erfolgreiche Vertheidigung ausreichen, nicht zu entkräften. Allerdings scheinen sie, wie die Verfassung Brialmont's andeutet, noch ergänzender Verstärkungsmaßregeln zu bedürfen.

Ein Handstreich auf Constantinopel, eingeleitet durch die Forcirung der Dardanellen, erscheint zwar heute mit Rücksicht auf die politischen und militärischen Verhältnisse sehr unwahrscheinlich, da keine der Großmächte den Moment für die Liquidation der Türkei für gekommen hält. Allein in der derzeitigen Phase des kritischen Conflictes ist ein Handstreich, sei es in einem Kriege zwischen Griechenland und der Türkei, oder in Folge etwa entstehender zwar keineswegs wahrscheinlicher, jedoch nicht unmöglicher ersterer Verwickelungen zwischen Rußland und England, nicht absolut ausgeschlossen, und damit die Frage der Sicherheit Constantinopels auch gegen einen etwa versuchten Ueberfall des gut manövrierfähigen, zwar kleinen, jedoch schnellen griechischen Panzergeschwaders von Bedeutung. Der Umstand, daß, wie kürzlich englischerseits bemerkt wurde, einer in der Forcirung der Dardanellen reüssirenden Flotte der Rückweg durch dieselben verwehrt sei, und ihr in einem Monat die Munition, in zweien die Kohlen, im dritten der Proviant im Marmarameer ausgehen würde, kommt bei jenem Handstreich nicht in Betracht. Denn einmal in überraschendem Vorstoß in's Marmarameer gelangt, vermöchte namentlich eine britische und vielleicht auch eine der in der Mobilmachung begriffenen veralteten Flotte der Pforte unter Bedrohung Constantinopels durch das Bombardement das Geßel zu dictiren, bevor die russische Flotte zur Abwehr herbeigeilt zu sein vermag. Man wirft den Dardanellenbefestigungen ihre Schwäche auf der Landseite vor; allein dieselben sind, wie wir uns

sichtspunkten erfolgt und nicht in jener ausschließlich das Zeichnerische betonenden, in Härten und Contourlinien sich versteifenden Manier, die dem Ehenlernen und materiellen Empfinden des Schülers Zwang anthut, — eine Manier, die leider noch in den Ausstellungen unserer ersten Kunstinstitute Arbeiten vorführt, die nach Blech, Bronze oder gewichstem oder gepugtem Eisen angefertigt zu sein scheinen.

„Für den Landschaftler bedeuten die Monate, die er im Gypsfaale abzusitzen hat, eine Strafe und zugleich den Verlust kostbarer Zeit, die er vor der freien Natur besser verwenden könnte.“

Ganz entschieden abweisend lautet das Votum von **Walter Leistikow** (Berlin), der mit Pinsel und Feder gleich temperamentvoll die neue Richtung vertritt:

„1. Das Zeichnen nach Gyps ist nicht mit mehr Recht Studium nach der Natur zu nennen, als z. B. das Zeichnen nach Vorlagen. Das erste Mal ist die Natur Gyps — das zweite Mal Papier.“

2. Das Gypszeichnen halte ich für unnützlich und zeitraubend.“

Unser Kunstreferent **Bildhauer Johannes Gaulte** (Berlin) erfreut uns mit einer ausführlichen Untersuchung:

„Auf Grund praktischer Erfahrungen und Beobachtungen kann ich sagen, daß Gypsabgüsse als Lehrmittel für den Zeichenunterricht nur in sehr beschränktem Maße zu empfehlen sind, da das Zeichnen hiernach leicht zu falschen Vorstellungen über die Form des Gegenstandes führen kann. Gänzlich zu verwerfen sind die antiken Vorbilder wie auch Gypsabgüsse nach modernen Werken; über die Verwendung von Naturabgüssen läßt sich im Ganzen wenig einwenden, doch wenn ein natürliches Modell vorhanden, ist stets diesem der Vorzug zu geben. Im großen Ganzen führt das Zeichnen nach Gyps nur zu einer conventionellen, schablonenhaften Darstellung der Figur, wie bei **N. v. Werner**. Es sollte jeder Schüler nicht nur die Einzelform der Natur studiren — was durch das Zeichnen unmittelbar geschieht — sondern zugleich auch die Bewegung derselben beobachten lernen. Zeichnet z. B. ein Schüler einen nach der Natur abgeformten Arm, so wird er in den seltensten Fällen den Zusammenhang der Muskeln und ihre Wechselbeziehungen zu einander richtig erfahren, wenn nicht gerade schon ein umfassendes anatomisches Studium vorhergegangen ist. Anders gestaltet sich dies aber, wenn direct nach der Natur gezeichnet wird: hier kann der Schüler die fortwährende Bewegung der Einzelformen studiren, er wird lernen, einzelne Momente festzuhalten und sie schließlich zur Darstellung zu bringen. Hierdurch wird das erreicht, was man gemeinhin die Bewegung des Kunstwerkes nennt. Am anschaulichsten geht dies aus dem Gegenüberstellen einer Momentphotographie und einer nach der Natur studirten Zeichnung einer Figur hervor: dort ist nur ein Moment festgehalten, hier mehrere, unmittelbar einander folgende, die sich dem menschlichen Auge bekanntlich als eine einzige Bewegung darstellen. Was von der Momentphotographie gilt, gilt ebenso auch von dem Gypsabguß, daher sollten beide Mittel von dem Künstler nicht verwendet werden.“

„Was den Zeichenunterricht in den Schulen anbelangt, so sollte auch hier schon der Schüler angehalten werden, allein nach der Natur sehen zu lernen und nicht durch ein fremdes Medium, den Gypsabguß nämlich. Das Zeichnen nach einfachen Pflanzen z. B. ist bedeutend instructiver als nach den bestmodellirten Gypsornamenten — womit ich selbst noch, nebenher bemerkt, bis zum Ueberdruß gequält wurde — in neuerer Zeit soll ja hierin auf den Gymnasien und Realschulen ein beachtenswerther Wandel geschafften sein, indem mehr und mehr die Pflanze in das Verzeich der Lehrmittel gezogen ist. Die Akademien halten dagegen, (namentlich Berlin und Dresden) höchst pietätvoll an der Antiken- und Gipsfigurenclasse fest.“

„Eine größere Beachtung sollte man auch dem Modelliren auf den Kunstinstituten schenken, wodurch in viel höherem Grade der Zweck des Gypszeichnens erreicht wird: das Formengefühl in dem Schüler zu erwecken. Es prägt sich nämlich gerade durch die Ausübung dieser Technik die Form fester dem Gedächtniß ein, als durch die sorgfältigste Contouren- oder Schattenzeichnung. Es dürfte Sie vielleicht interessieren zu erfahren, daß in den Schulen Amerikas, dem Lande der praktischen Vernunft, das Modelliren bereits als obligatorischer Unterricht eingeführt ist. Die Kinder werden dort angehalten, Vorbilder, wie Gefäße, Vasen, lebende Blumen zc., in Thon zu modelliren. Diese Thätigkeit, die der Schüler meist mit größerer Liebe ausübt als das Zeichnen nach dem todtten Gyps, fördert zweifellos die Standhaftigkeit in hohem Grade und lehrt ihn vor Allem den Gegenstand richtig zu sehen.“

„Wie man das Zeichnen nach Gyps für ein Studium nach der Natur halten kann, ist mir eigentlich unverständlich, da das Gypsmodell doch nicht im Entferntesten alle Charakteristika der Natur wiedergiebt. Und selbst wenn dies wie beim Naturabguß bis zu einem gewissen Grade in der äußerlichen Formwiedergabe zu erreichen ist, so fehlt dem Gypsabguß die eigenthümlich reflectirende Farbewirkung, die durch den sorgfältigsten Farbauftrag nie zu erreichen ist. Wenn das Gypszeichnen nach **N. v. Werner** aber als ein unumgängliches Lehrmittel für den Zeichenunterricht erhalten bleiben muß, so sollte er consequenter Weise noch einen Schritt weiter gehen und eine Anleihe bei **Castan's** Wachsfigurencabinet machen, dann könnte der Schüler zugleich auch seine malerischen Studien nach dem künstlichen Modell machen. Mit demselben Recht wie der Leiter der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste das Zeichnen nach Gyps für ein Naturstudium hält, könnte man auch das Zeichnen nach der Wachsfigur für ein solches halten. Dies illustriert am besten jene unsinnige Behauptung. Hätte Herr von Werner nur einmal bedacht, daß die Gypsmodelle nicht immer tadellos in der Ausführung sind und sogar manch' anatomischer Schnitzer mit in den Kauf genommen werden muß, so ist dies schon Grund genug, wenigstens auf den Kunststatuen von jenem schablonenhaften Gypszeichnen Abstand zu nehmen. Nach Allen ist das Zeichnen nach Gyps daher weder ein Naturstudium, noch kann diese Disciplin ernstlich für den künstlerischen Unterricht in Betracht gezogen werden!“

Wir behalten uns vor, nachträgliche Gutachten in unserer nächsten Nummer zu veröffentlichen und ertheilen Herrn Director Anton von Werner nach dem altpreussischen Grundsatz: *Suum cuique* das Schlusswort.

Erinnerungen an Emil Nittershaus.

Von Karl Stelter.

Ueber eine Woche lang dauerte die Todtenfeier für den Dichter. Alle Zeitungen rahmen Notiz davon und viele brachten seine Biographie. Er hat zwar nur ein Alter von beinahe 63 Jahren erreicht, aber schon seine Fünfsziger wurden literarisch mit Festartikeln bedacht, seine Sechziger in Elberfeld und Barmen unter großer Theiligung von auswärts gefeiert. Und das Alles hat Emil Nittershaus durch seine Verse zu Wege gebracht. Nicht als ob sie eigenartige Bahnen eingeschlagen hätten, aber sie waren schön, und recht viele davon kamen zur guten Stunde, jedes Mal zur rechten Zeit, um

* Sehr gesunde Ansichten über diese Frage finden sich in der vortrefflichen Schrift von Georg Hirth: „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“. München, G. Hirth's Kunstverlag.

ein Tages- oder Weltereigniß zu feiern, anzufeuern zu gutem Werke, aufzufordern zu edlen Zwecken. Immer zündete die feuerige poetische Sprache und der Erfolg blieb niemals aus. Für die Gelegenheit entstanden, überragten diese Dichtungen doch sogenannte Gelegenheitsgedichte in so hohem Maße, daß der Verfasser sie seinen Sammlungen einverleiben durfte. Nittershaus hat nur Gedichte geschrieben und damit sechs meist starke Bände gefüllt. Wie sie gefallen haben, das bezeugt die Anzahl der Auflagen, welche die „Gedichte“ bis 1891 mit acht Auflagen erreichten; „Neue Gedichte“ bis 1885 mit fünf; „Am Rhein beim Wein“ bis 1893 drei; „Freimaurische Dichtungen“ drei bis 1893; „In Bruderverliebe und Brudertreue“ (Leipzig, Max Hesse 1893); „Buch der Leidenschaft“ und „Aus den Sommertagen“ (Döbenburg, Schulze) je vier Auflagen bis 1893. Die erste Auflage der „Gedichte“ erschien 1855 in Elberfeld; von da ab übernahm Eduard Treuendt in Breslau den Verlag, wie er mir sagte, lebiglich, weil sie ihm so gut gefielen. Ernst Keil stand ebenso zu den „Neuen Gedichten“, was ihn bestimmte, durch deren Vertrieb, ohne allen Verlegerzwecken, dem Dichter eine reiche Einnahmequelle zu erschließen. Das war 1871, und etwas über zehn Jahre vorher hatte ich in Leipzig die persönliche Bekanntschaft zwischen Dichter und Verleger vermittelt. Damals war Keil gleich Feuer und Flamme für Nittershaus, den er von da ab zu seinem zweiten „Gartenlaubendichter“ machte, der erste war Albert Träger. In der „Gartenlaube“ erschienen die meisten von Nittershaus' Festdichtungen, was ihre Wirkung und Popularität in hohem Maße förderte. Von Leipzig dampften wir, Nittershaus und ich, es wird im Herbst 1860 gewesen sein, durch Thüringen der Vergißchen Heimath zu. In Weimar unterbrachen wir die Fahrt, um Gutzkow und Dingelstedt aufzusuchen. Mit Gutzkow war ich von Dresden her bekannt und Dingelstedt war Intendant. Er gab uns Logenplätze im classischen Musentempel, wo „Orpheus in der Unterwelt“ gegeben wurde, was Dingelstedt mit der Sonntagsvorstellung, bei der auf die Umgegend gerechnet werden mußte, entschuldigte. Nachher saßen wir mit den „Größen“ im „Elephanten“ hinter den Flaschen, bis die Herren uns um Mitternacht zu unserem Zuge an die Bahn brachten.

Reisen hat Nittershaus viel gemacht, erst in Geschäften, dann in seinen Vortragsangelegenheiten, und als ihn vor schon zwölf Jahren Krankheit zwang, zu Cur- und Erholungszwecken. Ueberall gern gefeierter Gast und Gesellschaftler, weil er Wort und Schrift in gleicher Gewalt hatte, waren ihm Ahmannshausen, Nauheim und Wiesbaden zu Stationsorten geworden. Ahmannshausen verlieh ihm die Ehrenbürgerchaft, nachdem auf seine Veranlassung hin dort die Einweihung der Freiligrathbüste in der Krone, wo beide Dichter so oft gewohnt haben, in größerem Kreise festlich begangen worden war. Dort wirkten wir, wie Jahrzehnte früher in der Heimath, zusammen für Freiligrath; ebenso für den uns befreundeten gewesenen Hoffmann von Fallersleben, und ganz zuletzt beabsichtigte er ein Gleiches für ein Kinkeldenkmal. Haben die „Wupperthaler Dichter“, zu Rheinland gehörend, auch alle den Rhein und seinen Wein besungen und waren Nittershaus, Siebel und ich auch Ehrengäste Kölns beim großen Künstlerfeste im Jahre 1861, so wuchs sich Nittershaus zum eigentlichen rheinischen Sänger aus, der als solcher neben Wolfgang Müller von Königswinter genannt wurde. Ueberhaupt war er der bekannteste und populärste der „Wupperthaler“, die unter sich doch so verwandt sind, daß in Kritiken und Biographien darauf hingewiesen wurde, wie einzelne Gedichte so gut von dem Einen, als von dem Anderen sein könnten. Sie dichteten sämmtlich „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt“, nach ihrer natürlichen dichterischen Veranlagung und gehörten, wie das im Wupperthale nicht anders sein kann, im bürgerlichen Leben dem Großkaufmannsstande an. Aber einestheils das, und dann weil sie darüber die Ideale hochhielten, inhaltlich und formell in dem poetischen

Fahrwasser eines Geibel und Bodenstedt segelten, das machte die „Wupperthaler Dichter“ zu einer anerkannten Gruppe in der Literaturgeschichte, und wo Jahrzehnte hindurch Kunstalbums und Anthologien erschienen, da waren die Namen Nittershaus, Roeber, Siebel, Schults, Neuhaus und Stelter vertreten. Recht aus dem Leben gegriffene Stoffe, Vorbwürfe, welche der gegenwärtige Realismus als sein eigenstes Gebiet beackert, fanden dichterische Bearbeitung aus den Federn der Wupperthaler; standen sie doch mitten inne zwischen den Gegensätzen Reich und Arm, aber sie bekten nicht und stellten nicht das Häßliche oder unmoralisch Sinnliche zur Schau. Der veredelnden Richtung sind sie treu geblieben, und so fand Nittershaus, als er sich im Wiesbadener Nestenstheater Halbe's Jugend angesehen hatte, „das Sujet einfach schenktlich“. Die Neuauflagen von Nittershaus' Dichtungen folgten in den letztvergangenen Jahren nicht mehr so schnell aufeinander wie früher, was in einer Zeit, in welcher Bodenstedt, Geibel, Uhland, Rückert und so viele einst „gekauft“ Dichter nicht mehr in der Mode sind, kein Wunder nimmt. Die Anthologien decken den geringen lyrisch-epischen Bedarf reichlich, und daneben kommt nur einmal eine Absonderlichkeit auf, deren sich die Recenseur bemächtigt hat. Was die Lyriker der Naturalisten leisteten, ist größtentheils schlechter, als das, was die anerkannten Dichter der vorausgegangenen fünfzig Jahre schufen; wenn einige der Jungen, die gute Verse brachten, aber wohl kaum etwas Besseres, sich erdreisten, Bodenstedt und Geibel schlecht zu machen, nachdem sie todt sind, ja die auch Nittershaus schon bei Lebzeiten anzapften, so begehen sie damit Frelegeien und beflätigen nur den Bürgerlichen Vers: „Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen.“ —

Mit Nittershaus ist wieder Einer dahin gegangen, bei dem man erinnert wird an das Freiligrath'sche:

„Du warst ein Dichter! Kennt ihr auch den Sinn
Des Wortes, ihr, die fast ihr richtet?“

Er war so sehr Dichter, daß er, wie schon Eingangs erwähnt, seine günstige Existenz durch seine Poesie errang, nachdem er schon in zwei kaufmännischen Branchen gescheitert war. Seine Dichtungen hatten ihm hilfreiche Freundeskreise erschlossen, die selbst in der Lage waren, Opfer der Fremdschaft zu bringen. Sie thaten das direct und indirect dadurch, daß sie ihm einträgliche Agenturen verschafften, von denen nur die Kölner „Concordia“ genannt sei. Für diese machte er Reisen mit dem Inspector der Gesellschaft Dr. Mademacher, einem guten Sänger. Der sang, Nittershaus hielt poetische Ansprachen, und Beides vereint vermittelte den Abschluß guter Geschäfte. Dabei mußte freilich poculirt werden. Auch die späteren Vortragsreisen brachten das mit sich, ebenso wie das stets gastlich offene Haus in der Heimath, welches alle literarischen Größen, die in's Wupperthal kamen, beherbergte. In späteren Jahren empfand er das zum Zwang Gewordene unangenehm und beklagte es, weil er sehr stark und schon seit Langem leidend geworden war. Im vorigen Jahre, im „Aidler“ zu Wiesbaden, wo er lange wohnte, mußte er gefahren werden und des Nachts im Sessel sitzend, etwas Schlaf suchen, auch durfte er Besuche nicht annehmen; er bat mich also nur Abends 6 Uhr auf ein Plauderstündchen, in dem er so recht sein Herz ausschüttete und einmal sagte: „Du bist über 10 Jahre älter, und so viel frischer — hätte ich doch, wie Du, so mäßig leben können!“ —

Schon hat sich über Nittershaus etwas wie Legende gebildet, z. B. daß ihm Verwandte beigeprungen; deren hatte er aber keine, die das konnten. Vermögen hat er nie verloren, denn solches hatte er früher so wenig wie Roeber, Schults und ich; nur Karl Siebel entstammte der Plutokratie, wurde aber so knapp gehalten, daß wir Anderen pecuniär oft besser daran waren. Handlungslehrlinge wurde wir alle, sind aber in wissenschaftlicher, dichterischer und allgemeiner Bildungsbeziehung Autodidakten, die eben geborene Dichter waren.

Gerade das fiel auf, und dadurch stellte uns, zuerst Heinr. Kurz, in der Literaturgeschichte zusammen. Nur Koeber und ich leben noch. Von Friedr. Koeber in Düsseldorf, trotz seiner 78 nach wie vor dramatisch dichtend, erschien zu Weihnachten das Doppel drama: „Kurfürst Friedrich III.“, das die „Hamburger Nachrichten“ „ein nationales Drama, in dem keine Gestalt überflüssig ist“, nennen. Soeben bringt er wieder: „Apyrius Claudius“, eine Tragödie, von der er sagt, daß sie mit der von ihm 1846 erschienenen ersten kaum mehr als den Titel gemeinsam hat, was Rudolf Gottschall bereits in günstigster Beurtheilung bestätigte. Koeber war der bedeutendste der Gruppe und ist es geblieben, trotz der größeren Popularität, die Nittershaus, wie keiner der Uebrigen, errang. Nach uns fünf: Koeber, Nittershaus, Adolf Schults, Karl Siebel und Steiner erwarben sich im Wupperthal Friedr. Stork und Otto Hausmann noch Dichternamen und für das Nichtaussterben sorgen: Albert und Rudolf Herzog, Strauß und Walter Bloem als „Jung-Wupperthal“, welche Dichtungen, Dramen und Novellen veröffentlichten.

Aber auch die Anekdote geht bereits um mit Nittershaus, denn er steckte voller Schnurren und war ein guter Erzähler, wie die veröffentlichten gezeigt haben. Vielleicht interessiren deshalb auch seine nachfolgenden Scherzverse im Stil von König Ludwig I. von Bayern: „Dde. Wasel im „Storchen“, 1. April 1859.

Sitzend in dem Zimmer einunddreißig,
In dem Storchen, der zu Wasel liegend,
Briese schreibend war mit vielem Fleiß ich,
Im Geschäftsstraum meine Seele wiegend.
Horch! Wer kommt? — Ha, pochend an die Pforte
Ist's der Melner, wünschend guten Abend.
„Hier ein Brief!“ er flüstert diese Worte:
„Excusez, wenn ich gestört habend!“

Ach, Dein Brief war's, edler Oskar Lester!*)
Aus der Ferne kam der Gruß der Muse.
Dem Papier entquoll, verkehrter Welter,
Noch der süße Duft der Büllebusen.**)
Ach, im Geiste war ich all' Erich sehend!
Behmüth lieh des Dichters Seele zittern,
Meine Augen waren übergehend,
Weil ich trinken muß so oft den bittern

Nach des Trennungselbes, welches drückend,
Dukend, schmerzgend, plagend und auch nagend,
Meines Glückes schönen Kranz zerpflegend
Ist, und oft noch nicht viel Geld eintragend.
Nackelzudend wird man abgewiesen,
Vor die Thür spebirt, und das ist kränkend!
An der Heimath Liebesparadiesen
Ist jezt trübe mein Gemüth gedentend!

Dank Ihr Lieben, die Ihr nicht vergessend
Seid des Fernen mit dem Musterkasten!
Wieder bei Euch sitzend, trinkend, essend
Werd' ich sein, so bald vorbei die Fasten.
Gruß den Lieben, die mich baß vergnügend,
Dachten mein am Tag der Volleküssen!
Dank den Lieben! — Also Andewigend
Schreibt Dir, Freund, das bled're Nittershäuschen.

Zum 3. April 1854, als Nittershaus die Sechzig vollendete, sandte ich dem Landsmanne, Freunde und Kollegen ein Geburtstagssonett in die Heimath, worin ich ihm vorschlug, für das Weiterleben bis zu den Siebzig einen neuen Pact zu schließen. Es sollte nicht sein! So nehme ich denn Abschied von dem lieben, kruzbraven Gefellen mit dem goldenen Herzen und dem sanftgesündigen Gemüth.

Was sind die Wünsche? — In den Sechzig heller
Lich meinen Gruß ich in die Heimath stiegen —
Drei Jahre kaum, da mußte unterliegen
Der allbeliebte tapp're Niederstretter.

*) Mein Pseudonym, unter dem ich in jungen Jahren sang.

***) Heimathliches Gebäud, welches seine Frau baute.

Wohl stand er längst hoch oben auf der Leiter,
Die zum Parnah die Besten nur erstiegen,
Jedoch die dunkle Todesnacht besiegen
Vermag auch nicht der größte Lichtverbreiter.

Das Licht erlosch, vorbei ist's mit den Festen,
An denen er den Wein am Rhein den Gästen
Im Blumenduft der Dichtung hat erdengt.

Sie danken's ihm, indem sie sich versenken
In seinen Lieberborn, und sein gedenken
Am Rhein beim Wein, ob's herbstet oder lenzt.

Heute!

Sein Ehrentag.

Nachdruck verboten.

Von H. v. Beaulien (Hannover).

Er feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Mit gerühstem Lächeln durchschritt er die Zimmer, wo die Ehren- und Liebesgaben sich aufbauten, Blumen, Wagenräder und bescheidene Weichenstränge bis zur Decke aufgestapelt waren, denn selbst die geschenkten Vasen reichten nicht, sie aufzunehmen. Am frühen Morgen war es schon losgegangen: Post- und Telegraphenboten lesen einander beluete um; junge Mädchen gaben mit glühenden Wangen ihre armseligen Sträußchen ab, in deren Tiefe schamhaft verborgen das gereimte Gestammel thörichtler kleiner Herzen ruhte. Am Mittag wurde es feierlich. Deputationen überreichten Adressen und silberne Tintenfass, und in des Tages Lauf kam Seine Hoheit in höchst eigener Person, seinem zwar nicht officiell, aber de facto-posta laureatus den Hausorden von Dingskirch umzuhängen, mit dem der erbliche Adelstand verbunden war; — den persönlichen hatte der Dichter schon erhalten in Anlaß seines Dramas, das die ruhmreiche Vergangenheit des Fürstenhauses verherrlichte. Kein anwesendes Auge blieb trocken. Serenissimus setzte ein paar Mal an. — „Mein lieber — mein lieber —“ aber weiter kam er nicht und mußte seine Zuflucht zum Taschentuche nehmen. Jeder begriff und ehrte die Wünsche von Fürst und Dichter. Seit nahezu fünfundsanzig Jahren bestand das niemals getrübt Verhältnis zwischen dem Minaturaugustus und seinem Haus- und Hofpoeten. Ohne Unbescheidenheit durfte der Dichter sich so nennen. Wenn Serenissimus' Geburtstag herannahte, lag das Festgedicht schon im Poetenschreibstische bereit; kein Geburts- oder Todestag im fürstlichen Hause, den der Dichter nicht poetisch verherrlichte. Die entzückenden Braut-, Hochzeits- und Wiegenslieder, die er Ihrer Hoheit, der Frau Erbprinzessin gewidmet hatte, durften auf dem Geburtstags- tische keiner jungen Dame über fünfzehn Jahren fehlen; — auch die Hochzeits- und Wiegenslieder waren jede Zeile höchste Decenz. Zur Weigerung der Jugend waren seine patriotischen Dramen, für die reifere Männlichkeit Trink- und Landknechtlieder; für Empfindsame rührende Kindergeschichten, und damit ein Jeder beglückt nach Haus gese, schrieb er auch Romane, die junge Mädchen durchaus nicht lesen durften. Er war nicht nur ein großer, sondern auch ein populärer Mann. Nachjische jeden Alters schwärmten für ihn; die Prinzessinnen gaben ihm ihre Gedichte zum Zeilen, und auch in Herrngesellschaft war er beliebt, hier schlug er mehr den Ton der Trink- und Landknechtlieder an. Niemals war seine Popularität glänzender zu Tage getreten, als heute, an seinem Ehrentage. Er durfte mit seinen dichterischen und socialen Erfolgen zufrieden sein. Er hatte viel erstrebt und noch mehr erreicht, Alles, was zu erreichen war. Seine Häuslichkeit war ideal. Die schöne, junge, und natürlich blutarme Hofdame, die er, nur aus ungelieblicher Neigung erwählt, hatte sich zu einer idealen Dichtergattin ausgewachsen, und ihre Lebenswürdigkeit und vornehme Herkunft des Dichters Stellung geestigt in Kreisen, denen er seiner Geburt nach nicht angehörte.